Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Donnerstag, den 9. März 1882. Nr. 116.

Landtags-Verhandlungen.

Abgeordnetenhaus.

29. Sitzung vom 8. März

Präsident v. Köller eröffnet die Sitzung um 1¼ Uhr.

Am Ministertische: von Goßler und mehrere Kommissarien.

Tagesordnung:

I. Eine Anzahl von Petitionen wird als zur Erörterung im Plenum dem Antrage der Kommission gemäß ungeeignet erachtet.

II Petitionen.

a. Abg. Sombart berichtet Namens der Agrar-Kommission über die Petition des Kultur-Ingenieurs Müllers zu Artern um Bewilligung staatlicher Mittel zur Besoldung von Kulturtechnikern.

Die Petition wird der Staatsregierung als Material zur Reform und Organisation des Vermessungswesens überwiesen.

b. Abg. Knebel berichtet Namens der Gemeindekommission über die Petition des Bürgermeisters der Gemeinde Burich wegen Erstattung des den Gemeinden Burich und Spaldorf durch die Uebernahme der Beamten der früheren Rheinischen Eisenbahn in den Staatsdienst erwachsenen Ausfalls an Kommunalsteuern und anderweitiger Berechnung des Einkommens der dortigen Eisenbahn-Werkstätten.

Das Haus beschließt debattelos nach dem Antrage der Kommission, über die Petition, soweit eine Entschädigung für den Ausfall an Kommunalsteuern beantragt ist, Mangels nachgewiesener Erschöpfung des Instanzenzuges zur Tagesordnung überzugehen, dieselbe jedoch bezüglich des Antrages auf anderweite Regelung der Kommunalbesteuerung der Eisenbahnen der Staatsregierung als Material zu überweisen.

c. Die Lehrerkollegien resp. eine Anzahl ordentlicher Lehrer und Oberlehrer von 18 Gymnasien und Realschulen 1. Ordnung wenden sich an das Abgeordnetenhaus mit der Bitte, bei der Etatsberathung für Aufbesserung ihrer Gehälter einzutreten.

Die Kommission beantragt, die Petition der Staatsregierung zur Berücksichtigung bei Gelegenheit der Aufbesserung der Beamtengehälter zu überweisen.

Abg. Dr. Franz widerspricht diesem Antrage und empfiehlt mit Rücksicht darauf, daß finanziell die Tragweite des Antrages der Kommission nicht zu übersehen sei, die Petition der Staatsregierung als Material für die in Aussicht genommene allgemeine Gehaltsaufbesserung der Beamten zu überweisen.

Abg. Grumbrecht erklärt sich für den Vorschlag des Abg. Franz.

Abg. Platen gegen denselben. Eine Ablehnung des Kommissions-Beschlusses würde einen deprimirenden Eindruck auf die Lehrer machen und den Glauben hervorrufen, als solle die Gehalts-Aufbesserung ad calendas graecas vertagt werden.

Kultusminister v. Goßler bittet um Annahme des Antrages Franz. Er stehe dem Wunsche der Petenten nicht prinzipiell entgegen, aber es handle sich hier nicht um eine, sondern um eine große Anzahl von Millionen. Eines Ansporns für die Regierung zur Aufbesserung der Lehrergehälter bedürfe es nicht.

Der Antrag des Abg. Dr. Franz wird angenommen.

d. Die Petition der Schulsozietät Klein-Warningken im Kreise Pillkallen um Erlaß eines Gesetzes, welches eine gleichmäßige Aufbringung der Emeritengehälter durch größere Verbände regelt, wird der Staatsregierung als Material bei Erlaß des Lehrerpensionsgesetzes überwiesen.

e. Eine Petition wegen anderweiter Regelung der Alters- und Emeritenzulage für Elementarlehrer wird der Staatsregierung mit der Aufforderung überwiesen, baldigst ein Lehrer-Dotationsgesetz für die Volksschulen vorzuschlagen oder eine gesetzliche Regelung und Erhöhung der Alters- und Emeritenzulage herbeizuführen.

Es folgt:

III. Erste Berathung des Antrages des Abg. Stengel und Genossen auf Annahme eines Gesetzentwurfs betreffend die Heranziehung der juristischen Personen zu den Gemeindeabgaben.

Derselbe lautet in seinem einzigen Artikel: „Bis zum Erlaß eines allgemeinen Gesetzes über die Aufbringung von Gemeindeabgaben finden die Vorschriften in § 4, Absatz 3 der Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen der preußischen Monarchie vom 30. Mai 1853 und § 23 des Gesetzes betreffend die Verfassung und Verwaltung der Städte und Flecken in der Provinz Schleswig-Holstein vom 14. April 1869 für die Landgemeinden der betreffenden Provinzen sinngemäße Anwendung. — Dieses Gesetz tritt mit dem 1. Juli 1882 in Kraft.

Die nassauischen Abgg. Schreiber und Hahn, Bork, Kalle, Kirner und Lieber beantragen die Ausdehnung des Gesetzes auf den Regierungsbezirk Wiesbaden mit Ausnahme der Stadt Frankfurt a. M. Abg. Grumbrecht endlich wünscht die Ausdehnung des beantragten Gesetzes auf die ganze Monarchie.

Wir übergehen die außerordentlich detaillirte, nur auf ein begrenztes Interesse Anspruch machende Debatte, in welcher die Antragsteller die besonderen Formen ihrer Amendements begründen und heben nur hervor, daß namens der Staatsregierung der Ministerialdirektor Herrfurth seine Sympathie mit dem Antrag Stengel ausdrückt, das Amendement Grumbrecht aber abzulehnen bittet, weil es nicht möglich sei, schon in der laufenden Session, wie Herr Grumbrecht wolle, ein solches Gesetz fertigzustellen.

Sämmtliche Anträge werden an die Gemeinde-Kommission zur weiteren Berathung überwiesen.

Das Haus kehrt nunmehr zu dem Thema der Petitionen zurück und geht über die Petition des Magistrats von Hagen in Westfalen um Freilassung der Grund- und Gebäudesteuer von den Zuschlägen zur Gemeindesteuer zur Tagesordnung über, während die Beschwerde des Gemeinderaths von Nienkerk im Kreise Geldern über das Verfahren des dortigen Bürgermeisters, der dem Gemeinderath das Recht zur Einsichtnahme in die Kommunalakten verweigert habe, als begründet anerkannt und der Regierung zur Berücksichtigung überwiesen wird.

Zwei Pastoren, Kühl und Wolff, im Kreise Eiderstedt, beschweren sich, daß ihnen die Abhaltung von Wanderversammlungen des von ihnen geleiteten kirchlichen Wahlvereins von der vorgesetzten kirchlichen Behörde verboten sei.

Die Petitionskommission beantragt Uebergang zur Tagesordnung, Abg. Neßler (Fortschrittspartei) Ueberweisung zur Berücksichtigung, indem er ausführt, daß die kirchliche Behörde in dem vorliegenden Falle ihre Funktionen überschritten habe.

Abg. Dr. Windthorst hält das Haus nicht für kompetent, in dieser Sache zu entscheiden, denn es handle sich hier um eine innerkirchliche Angelegenheit, bezüglich deren nur die kirchliche Behörde Remedur eintreten lassen könne. Uebrigens giebt dieser Fall, bemerkt Redner, zu denken. Wir unsererseits haben wiederholt gewünscht, daß man uns da, wo gar kein Geistlicher vorhanden war, das Spenden der Sakramente oder das Lesen der Messe straffrei gestatten möge. Damals haben wir die Hülfe nicht gefunden, die wir zu erwarten berechtigt waren. Der Herr Vorredner hatte sich bei der Abstimmung über meinen Antrag einfach gedrückt (Heiterkeit), wenigstens habe ich ihn unter den Votanten vermißt. Vorläufig werden wir an den bestehenden Kirchenordnungen festzuhalten haben. Wenn der Staat aber fortfahren sollte, ohne irgend welche Schonung seine Macht zu gebrauchen, um auf kirchlichem Gebiete den Einfluß der Geistlichen zu brechen oder in seinem Sinne zu leiten, dann wird freilich nichts anderes übrig bleiben, als die Trennung von Kirche und Staat herbeizuführen und alle Kirchenordnungen danach einzurichten, genau, wie es in Amerika der Fall ist, wo das Predigen Jedem erlaubt und die Sittenbildung für Jeden offen ist. Wenn ich auch nicht die Anschauungen der freisinnigen Pastoren theile, so läßt sich doch nicht leugnen, daß auch ihnen die freie Bethätigung ihrer Ueberzeugung gewahrt werden muß. Ich möchte auch bei dieser Gelegenheit die Regierung aufmerksam machen, daß sie möglichst bald in allen Verhältnissen Ordnung schafft, sonst bleibt nichts weiter übrig, als die Trennung der Kirche vom Staat.

Im Gegensatz hierzu sind die fortschrittlichen Abgeordneten Langerhans und Neßler der Meinung, daß es sich um ein von der Kirchenbehörde verletztes staatsbürgerliches Recht handle.

In der Abstimmung wird gleichwohl der obenerwähnte Antrag Neßler, nachdem noch der Kultusminister und Herr Strosser sich gegen denselben ausgesprochen, mit allen gegen die Stimmen der Liberalen abgelehnt, der Kommissionsantrag aber angenommen.

Die weiteren Petitionen betreffen rein lokale und zum Theil sogar ganz persönliche Verhältnisse, wie beispielsweise die Bitte der Hüseler'schen Eheleute in Rendsburg um Ertheilung der Genehmigung zur Wiederherstellung eines zu ihrem Grundstück bei Rendsburg gehörigen Aalwehres. Wir verzichten deshalb auf eine Wiedergabe, die über den Rahmen einer bloßen Aufzählung ohnehin nicht hinausgehen würde.

Nächste Sitzung: Donnerstag 11 Uhr.

Tages-Ordnung: Eisenbahnverstaatlichungsvorlagen.

Schluß 5 Uhr.

Deutschland.

Berlin, 8. März. Die heutige Nummer der „Provinzial-Korrespondenz" bringt nachstehenden Artikel, betitelt: „Das Monopol und die Botschaft."

Das lange Erwartete ist nun da: der Entwurf über das Tabakmonopol hat das Licht der Oeffentlichkeit erblickt, und er sieht ganz anders aus, als er in all den Flugblättern, durch welche auf die Wahlen gewirkt wurde, geschildert war.

Es war in der That kein ungeschicktes Manöver, daß die Gegner der Regierung, als es im letzten Sommer mit ihren großen Hoffnungen nicht recht zu gehen schien, sich plötzlich auf das (noch nicht näher bekannte) Tabakmonopol warfen und dem schlichten Mann vorredeten, daß ihm seine Pfeife Tabak künftig sehr vertheuert werden solle. Den Anlaß dazu gab die Rede eines bekannten Gelehrten, der als wirksamstes Mittel, die Staatsfinanzen dauernd zu heben und den Bedürftigsten zu helfen, das Tabakmonopol bezeichnete und sich auf die Ansichten des Fürsten Bismarck berief, die er jüngst genauer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. Ohne Weiteres wurde nun die ganze Rede als maßgebend für die Regierung behandelt und nicht nur das Tabakmonopol überhaupt als Hauptgegenstand für den Wahlkampf genommen, sondern noch dazu in der willkürlichsten, für die Regierung ungünstigsten Deutung. Ueber die künftigen Preise, über die zu zahlenden Entschädigungen 2c. wurden die erschreckendsten Dinge angekündigt.

Der Regierung war es schwer, auf diese Behauptungen näher einzugehen; es konnte nur im Allgemeinen versichert werden, daß jene Schreckbilder auf Unwahrheit oder Uebertreibung beruhten; denn ein eigentliches Projekt lag noch gar nicht vor. Die Blätter, welche die einzelnen Regierungen vertreten, waren daher gar nicht in der Lage zu sagen, Dies oder Jenes sei beabsichtigt, sie mußten sich nothgedrungen auf allgemeine und blos verneinende Andeutungen beschränken.

Die Wahlen selbst wurden nun von der Fortschrittspartei als Verurtheilung der Politik des Fürsten Bismarck überhaupt und besonders des Tabakmonopols, das man in der Bewegung eben in den Vordergrund gestellt hatte, dargestellt und ausgebeutet. Die „Nation", hieß es, habe sich gegen jene ganze Politik ausgesprochen, obwohl die „Nation" die Absichten des Kanzlers nur in einem Zerrbilde kannte und überdies aus den Zahlen klar hervorging, daß von einem Sieg der Gegner jener Politik in der Nation nicht die Rede sein konnte, sondern höchstens von einem Sieg der schärferen unter diesen Gegnern über die „Gemäßigten".

Es war nun von vornherein klar, daß Fürst Bismarck sich seinen schweren Aufgaben für das Reich nur dann weiter widmen würde, wenn er den Idealen für das Volk, denen er aus tiefster Ueberzeugung nachstrebte, auch ferner mit ganzer Kraft dienen könnte. Am 9. November schrieb dies Blatt: „Die Regierung wird (durch diese Entscheidung) in ihrem Urtheil über das, was im Interesse des Volkes zu erstreben ist, nicht beeinflußt. Vielleicht wird sie warten müssen, bis die Nation mehr Verständniß für die Reformpolitik zeigt und politische Interessen nicht mehr die Wahlen beherrschen, — jedenfalls wird die Regierung aber an ihren Plänen festhalten und sie mit denen, die ihr folgen wollen, seiner Zeit durchzuführen suchen."

Die Hoffnung des Kanzlers wurde neu belebt und gehoben durch das volle Eintreten des Kaisers für jene Pläne in der Allerhöchsten Botschaft vom 17. November:

Nach des Monarchen Sinn gehörte das Monopol zu jenen weitgreifenden und schwierigen Aufgaben, zu deren Anregung er sich vor Gott und Menschen, ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg, verpflichtet hält. In der That hörte man bald, daß die Durchführung des Monopols alsbald versucht werden solle und daß der Entwurf bereits ausgearbeitet werde.

Der Entwurf ist nun, da das Reich eine solche Behörde Sachkundiger noch nicht besitzt, zunächst dem preußischen Volkswirthschaftsrath in seiner diesjährigen Sitzung zur Begutachtung vorgelegt, ehe derselbe dem Bundesrath und somit den einzelnen Regierungen und demnächst dem Reichstage zur weiteren Berathung zugeht. Von einem „überhastig veranlaßten Votum des Reichstages" könnte, selbst wenn die Vorlage bald an den Reichstag gelangte, wohl auf liberaler Seite am wenigsten die Rede sein, da gerade in der liberalen Wahlbewegung der Gegenstand eine so große Rolle gespielt hat. Die raschen Schlüsse auf Hintergedanken der Regierung bei ihrem Vorgehen sind daher völlig unbegründet und haltlos.

Der Regierung gereicht es nun gewiß zu einiger Genugthuung, daß der erste Eindruck im Parlament, nach liberalem Zeugniß, der der Ueberraschung über die billigen Preise des Tabaks nach dem Monopolentwurf war.

„Vor allen Dingen ist man darüber einig", so wurde einem liberalen Blatt geschrieben, „daß bei den geradezu auffällig billigen Preisen, welche die Monopol Verwaltung für Rauchtabak und Cigarren in Aussicht stellt, unmöglich aus dem Monopol ein nur einigermaßen in's Gewicht fallender Ertrag herauszuziehen sei." „Auffällig billig" mögen die Preise allerdings besonders Dem erscheinen, der dem bekannten fortschrittlichen Rechenmeister bisher auf's Wort geglaubt hatte, daß unterm Monopol der billigste Rauchtabak 5 Mark das Pfund kosten würde. Das übrigens aus dem Monopol ein „einigermaßen in's Gewicht fallender Ertrag" herauskomme, das hat gewiß der Kanzler nicht übersehen; denn das eben ist von vorn herein sein hauptsächlicher Wunsch für's Reich und für die einzelnen Staaten und auch der leitende Gesichtspunkt beim jetzigen Entwurf gewesen; und das dürfte in der That das beste Mittel sein, eine ergiebige Quelle zu gewinnen, um nach des Kaisers Wort „die Regierungen in den Stand zu setzen, dafür drückende direkte Landessteuern und die Gemeinden von Armen- und Schullasten, von den leidigen Zuschlägen und von anderen drückenden Abgaben zu entlasten."

Das allein ist das Ziel des Kanzlers und Alle, die eine gedeihliche Entwickelung des Reiches und der einzelnen Staaten wollen, sollten sein Ringen und Streben unterstützen und wenigstens mit Unbefangenheit und Wohlwollen an die Prüfung der Vorlage herantreten. Schon ist in der That im Volkswirthschaftsrath, einer in solchen Dingen besonders erfahrenen Körperschaft, eine ruhigere Auffassung dieses Strebens zur Geltung gelangt. Möge man auch in den eigentlichen Volkskreisen das Wort beherzigen, das vor Jahr und Tag aus liberalem Munde kam. „Die Klarheit und Sicherheit in der äußeren Politik Bismarck's verschafft ihm ein gegründetes Recht auf die Unterstützung in allen auch nicht auf die äußere Politik bezüglichen Fragen."

— Mit 16 gegen 7 Stimmen hat der permanente Ausschuß des Volkswirthschaftsraths gestern den ersten Paragraphen der Tabaksmonopolvorlage, welcher das Monopol gesetzlich feststellt, angenommen. Die Abstimmung war eine namentliche und ergab folgende 7 Herren als grundsätzliche Gegner des Monopols: Kosmack (Danzig), Kade (Sorau), Kamien (Berlin), Krüger (Ellerwalde), Leyendecker (Köln), Heimendahl (Krefeld) und v. Ruffer (Breslau). Herr Kochhann (Berlin) war verhindert, an der Abstimmung Theil zu nehmen, er hätte gegen das Monopol gestimmt.

Ausland.

Paris, 5. März. „Gaulois" schreibt: Am Donnerstag, 2. März, herrschte große Aufregung im Ministerium des Aeußern in Paris. In dem Augenblicke, als sich Herr Freycinet anschickte, mit seiner Frau und Tochter den Ball im Elysee z

besuchen, überbrachte ihm ein Amtsdiener einen ganz außerordentlich rekommandirten und mit sehr vielen Siegeln versehenen Brief. Der Minister, welcher eine diplomatische Mittheilung vermuthete, öffnete sogleich das Kouvert und las mit Erstaunen die folgenden Zeilen: „Gehen Sie heute Abend nicht auf den Ball Grevy, wenn Sie nicht wollen, daß Ihnen ein Unglück geschehe!" Unterschrieben war „Ein Freund". Trotz einer gewissen Aufregung, welche Frau und Fräulein Freycinet befiel, warf der Konseils-Präsident den Brief in den Papierkorb und fuhr nach dem Elysee. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß er frisch und gesund zurückkehrte, und daß der Präsident der Republik, dem er erzählte, was ihm widerfahren war, herzlich über den Vorfall lachte.

Petersburg, 8. März. (B. T.) In den letzten Tagen wurde besonders häufig Walujeffs Name genannt und behauptet, daß der Graf bald wieder in den aktiven Staatsdienst zurücktreten würde und, weil ihm dies als ein von allerhöchster Stelle ausgehender Wunsch nahe gelegt, auch die projektirte längere Reise ins Ausland aufgegeben habe. Um das, was hier gesprochen wird, vollständig zu übermitteln, muß ich hinzufügen, daß man glaubt, Graf Walujeff habe Chancen, einmal nach dem Ableben Gortschakoffs dessen Erbschaft als Leiter des Auswärtigen und als Reichskanzler zu übernehmen. Dazu wäre aber doch vor Allem der Rücktritt Ignatieffs nothwendig, und wenn auch auf das Entschiedenste allerseits betont wird, daß dieser Rücktritt über kurz oder lang erfolgen müßte, da Ignatieff auf die Dauer unhaltbar sei, so steht Ignatieff momentan doch scheinbar noch fest und triumphirt über seine Widersacher. Allerdings kann sein Sturz auch einmal ebenso plötzlich erfolgen, wie der seines Vorgängers Loris-Melikoff. — Man will hier wissen, daß sich auch die Großfürsten Michael und Wladimir für die Umänderung der Todesstrafe der zehn Verurtheilten im Trigonjaprozeß zu lebenslänglicher Zwangsarbeit ausgesprochen haben. — Dem bekannten Journalisten Gradowski soll nach dem Erfolge seines neulichen gegen den Panslavismus gerichteten Vortrags eine bereits anberaumt gewesene Wiederholung des Vortrags verboten sein. — Der Anti-Spiritist Cazeneuve gab am Sonntag im Palais zu Gatschina eine Vorstellung, welcher der gesammte Hof beiwohnte.

Moskau, 2. März. Die Gladstone'sche „Pallmall Gazette" erhielt folgendes Schreiben von Madame Novikoff:

„Skobeleff ist durchaus nicht so verrückt, wie manche Leute zu denken scheinen. Er sagte niemals alle ihm von der Pariser Zeitung „France" angedichteten Absurdidäten. Weder Katkoff noch Aksakoff wurden auch nur einen Augenblick durch thörichte Fälschungen jener Zeitung getäuscht. Was er wirklich sagte, ist beinahe genau dasselbe, was ich in meinem Artikel „die Krisis in Serbien" in dem Februarheft „Cotemporary Review" schrieb, nämlich: daß die Zeit gekommen sei, Oesterreich zu warnen, und daß, obgleich Rußland sehr den Frieden wünscht, doch gewisse Dinge nicht gethan werden dürfen, falls der Frieden erhalten bleiben solle. Niemand hier wünscht den Krieg; gerade weil wir denselben vermeiden wollen, sprechen wir aufrichtig von den Grenzen, innerhalb welcher der Frieden möglich ist. Diese Grenzen sind die Grenzen des Berliner Friedens; wenn Oesterreich sich mit dem begnügt, was es jetzt besitzt, und den vor zwei Jahren so feierlich gegebenen Versprechungen hinsichtlich des Prinzips „Hände fort" treu bleibt, dann wird Rußland seine Haltung beibehalten. Wenn aber Oesterreich gegen seine Versprechungen und in Verletzung unterzeichneter Verträge in Serbien und Montenegro einfallen oder versuchen würde, weiter östlich vorzudringen, dann könnte keine Macht der Erde Rußland verhindern, den Süd-Slaven gegen die österreichische Aggression beizuspringen. Das ist das ganze Programm der Moskauer Partei, und sie verkünden dies, — nicht um den Krieg hervorzubringen, sondern um denselben zu verhindern. Es ist überhaupt ein Irrthum, sich einzubilden, daß die Russen die Insurrektion in der Herzegowina unterstützen. Keine russischen Offiziere gingen dahin ab, und hier herrscht die Ansicht, es sei grausam und strafbar, Agitation zu ermuthigen, welche nur mit der Vernichtung armer Insurgenten enden kann.

Als ich Aksakoff einige der kriegerischen Fabeln in den Zeitungen zeigte, sagte derselbe: „zum Glück provoziren Reden keinen Krieg, und wir wissen ganz genau, daß Skobeleff niemals jene thörichten Worte sprach, welche ihm französische Journale andichten!" Ich wiederhole, Rußland ist dem Kriege abgeneigt. Wir wollen den Frieden, Niemand hier will den Krieg, und selbst wenn wir den Krieg wollten, würden wir uns nicht nach einer französischen Allianz umschauen. Frankreich denkt mehr an die Fondsbörse als an Elsaß-Lothringen, und wir wissen überdies, daß Frankreich Deutschland ergeben ist, seitdem letzteres Frankreich Luxemburg versprach.

Zu diesem Briefe der Novikoff bemerkt die Gladstonesche „Pallmall-Gazette", es falle ihr schwer, diese feierlichen Erklärungen bezüglich der friedliebenden Tendenzen der Moskauer Partei zu glauben, da dieselben von Gefühlen dirigirt werden, welche trotz aller gegentheiligen Entschlüsse doch zu den selbstmörderischsten Unternehmungen führen können.

Provinzielles.

Stettin, 9. März. Das Zentral-Komitee für das siebente mitteldeutsche und siebente brandenburgische Provinzial-Bundesschießen, welches in Berlin in den Tagen vom 11. bis 18. Juni d. J. stattfindet, erläßt an die deutschen Schützen einen Aufruf zur Theilnahme. Rechtzeitige Anmeldung behufs Versendung der Festkarten, Vermittelung der Wohnung und Vorbereitung des Empfanges bei korporativem Erscheinen werden an den Gilde-Sekretär Herrn L. Kiepe, Berlin, Linienstraße 5, erbeten.

— Der 6 Jahre alte Sohn Karl des Arbeiters Bolz spielte am Sonntag Nachmittag mit einer Bohrmaschine, welche auf dem Hofe Pladrinstraße Nr. 7 ohne Aufsicht stand. Hierbei drehte der Knabe auch an der Maschine und zerquetschte sich hierdurch den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand. Derselbe mußte nach dem Krankenhause geschafft werden.

— Ein 7—8 Jahr altes Mädchen, welches sich Helene Erdmann nennt und keine näheren Angaben über Eltern und Wohnung machen kann, ist gestern Abend im Kinderpensionat eingeliefert worden.

— Der Wagenschieber Alexander Lohrer ist wegen einer Quetschung des Arms und der linken Seite, die er sich auf dem hiesigen Zentralbahnhof beim Rangiren eines Güterzuges zugezogen hat, in das städtische Krankenhaus aufgenommen.

— Der 16 Jahr alte Schreiber Gust. Fr. Wilh. Macht war im vorigen Jahre bei dem Gerichtsvollzieher Kroll in Pasewalk angestellt und hatte für diesen die eingegangenen Postsachen von der Post abzuholen. Am 9. Juli erhielt er eine Postanweisung über 1,30 M. zur Einkassirung. Er änderte die Zahlen dieser Summe auf der Karte in 4,30 M. und präsentirte sie so dem Postbeamten, der auch diese Summe auszahlte. Später kam diese Fälschung zu Tage und in der heutigen Sitzung der Strafkammer des Landgerichts hatte sich M. wegen Urkundenfälschung zu verantworten und wurde zu 1 Monat Gefängniß verurtheilt.

Im Januar v. J. beauftragte der Kellner Kampmann den Schreiber Karl Fr. Aug. Richert mit der Einziehung einer Schuld von den Souffleur Stern'schen Eheleuten. Richert führte diesen Auftrag auch aus; um seiner Mahnung jedoch mehr Nachdruck zu verleihen, stellte er sich bei St. als „Gerichtsvollzieher Krüger" vor und drohte mit Pfändung. Mit diesem Manöver erreichte er jedoch seinen Zweck nicht, wohl aber hatte es zur Folge, daß gegen ihn Anklage auf Grund des § 132 des Str.-G.-B. erhoben wurde und ihn nun eine Geldstrafe von 100 Mark eventuell 20 Tagen Gefängniß traf.

Kunst und Literatur.

Die „Revue des Deux Mondes" wir in ihren nächsten Nummern eine Uebersetzung der anmuthigen Erzählung: „Das Frölenhaus" von G. zu Putlitz bringen, welche vor Kurzem in der „Deutschen Rundschau" erschienen ist und bekanntlich auch in Deutschland lebhaften Beifall gefunden hat. Es ist bezeichnend, daß die große französische Revue ihren Lesern grade diese Novelle bieten will, welche ganz spezifisch märkisches Leben darstellt.

— Der Violinvirtuose Deugremont wird am 18. d. vor dem Kaiser von Rußland in Gatschina konzertiren.

Vermischtes.

— Friedrich von Hellwald veröffentlicht in der „Tg. Rdsch." über das Volk der Tschuktschen in Ostsibirien einige lesenswerthe, ihre Sitten und Gebräuche schildernde Beschreibungen, aus denen wir nachstehende interessante Schlußsätze hier wiedergeben wollen:

Die Tschuktschen wünschen nicht, natürlichen Todes zu sterben, weil sie diesen Tod für schimpflich halten. Greise, welche des Lebens überdrüssig sind und ihrer Familie nicht zur Last sein wollen, junge Leute, welche einem zufälligen Leiden ausgesetzt sind, aber auch völlig gesunde, welche ihre vor ihnen gestorbenen Verwandten sehen wollen, lassen sich tödten, und man tödtet sie ohne Zögern. Das Tödten muß einer der nächsten Anverwandten übernehmen, der Sohn, Bruder, Onkel oder Neffe, oder in Ermangelung eines solchen ein naher Freund oder Bekannter. Findet sich Keiner dazu bereit, so sucht sich der Tschuktsche irgend einen Fremden, dem er eine bestimmte Belohnung verspricht. Vor dem Sterben ist er in der besten Gemüths-Verfassung, legt eine Feierkleidung an, ist fröhlich und drückt seine Freude Jedem aus, der sich bei ihm verabschiedet. Die Besucher bitten ihn, ihre Verwandten und Freunde, die er in der besseren Grabeswelt treffen soll, zu grüßen. Der zum Tode bestimmte Tag ist ein Festtag für die ganze Familie, für alle Verwandten, Freunde und Bekannten, alle verweilen vom frühen Morgen an in der Nähe des Zeltes, worin der Todeskandidat sich aufhält. Dieser harrt mit Ungeduld im Zelte Desjenigen, welcher ihn tödten soll, während Frauen und Kinder gleichgültig außerhalb des Zeltes das Ende des Familienvaters erwarten. Sobald der entscheidende Moment eintritt, wird Alles still in dem bisher lärmenden Haufen. Der im Zelte befindliche Tschuktsche entledigt sich seines Obergewandes, setzt sich auf's Lager und drückt sich mit seiner linken entblößten Seite dicht an die Wand des Zeltes. Der Todesvollstrecker durchbohrt mit einer Lanze die Wand und richtet die Spitze auf das Opfer, welches dieselbe so sich aufügt, daß sie die Rippen trifft. Dann ruft er mit lauter Stimme: „Tödte mich!" Der draußen Stehende stößt nun zu mit voller Kraft und die Lanze durchdringt quer die Brusthöhle, um auf der anderen Seite blutig herauszukommen. Im Zelte ertönt nun ein durchdringender Schrei. Der außen Stehende zieht mit einem Ruck die Waffe heraus. Der Tschuktsche ist in Folge des heftigen Stoßes mit dem Gesichte auf den Boden gefallen und die eintretenden Verwandten finden ihn bereits ohne Lebenszeichen. Frau und Kinder sehen ruhig und leidenschaftslos auf den entseelten Leichnam ihres vor Kurzem noch lebenden Gatten und Vaters, in welchem sie auf immer ihren einzigen Beschützer verloren haben. Die Leiche wird verbrannt oder an irgend einen entfernten hügeligen Platz gebracht, damit sie hier die Beute der wilden Thiere, namentlich der Wölfe werde, vor welchen die Tschuktschen eine besondere Achtung haben.

— Der „Chevalier" Hoffmann — ein Mann, der in seinem viel bewegten Leben Millionen erworben und Millionen vergeudet hat — befindet sich gegenwärtig im Wiener Landesgerichte in Untersuchungshaft wegen Hochstapelei. In einem der zahllosen Verhöre, die der — bereits seit vielen Monden — Internirte zu bestehen hatte, spielte sich nachfolgende Scene ab, die ebenso amüsant als durchaus authentisch ist. Der Untersuchungsrichter, ein junger, strebsamer und feuriger Adjunkt (Adjunkt dürfte ungefähr dem deutschen „Assessor" entsprechen) richtet an den Beschuldigten folgende Frage: „Sie haben sich unter Anderem auch den Freiherrntitel angemaßt?" Hoffmann: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Landesgerichtsrath, aber ich habe das nie gethan." Richter: „Aber aus den Akten geht doch hervor, daß Sie allgemein so genannt wurden. Namentlich ließen Sie sich von Kellnern, Dienstmännern, Fiakern 2c. permanent „Herr Baron!" tituliren." Hoffmann: „Aber ich bitte, Herr Landesgerichtsrath, ich kann doch nicht für das Benehmen dritter Personen verantwortlich gemacht werden! Sie werden wohl wissen, Herr Landesgerichtsrath, wie solche Leute sind. Da ich mich für den kleinsten Dienst erkenntlich zeigte und beträchtliche Trinkgelder gab, nannten mich die Beschenkten eben „Herr Baron!" Dies ist in Wien ganz usancegemäß, Herr Landesgerichts-Rath." — Richter: „Aber dann wäre es doch Ihre Pflicht gewesen, gegen einen Titel Einsprache zu erheben, der Ihnen nicht gebührt!" — Hoffmann: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Landesgerichtsrath, aber ich nenne Sie bereits schon seit einer halben Stunde fortwährend „Herr Landesgerichtsrath" und Sie haben auch noch keine Einsprache dagegen erhoben, obwohl Sie recht gut wissen, daß Ihnen nur der Titel Adjunkt gebührt!" — Gruppe.

— Ueber Newton's Zerstreutheit dürfte folgende kleine Anekdote noch nicht bekannt sein: Dr. Stukeley hatte Newton versprochen, ihn zu besuchen, und stellte sich zur verabredeten Stunde in der Wohnung des berühmten Gelehrten ein. Man sagte ihm, daß derselbe in seinem Studirzimmer sei, wo ihn Niemand stören dürfe, und bat ihn, zu warten. Darüber kam die Mittagszeit heran und Sir Newton's Essen wurde aufgetragen, das in einem gesottenen Huhne bestand. Der Doktor war hungrig geworden. Er machte sich an das Huhn, aß es auf und deckte die Schüssel wieder zu. Er bat dann die Wirthschafterin, eine andere Mahlzeit zu bereiten. Doch ehe diese noch fertig war, kam Newton in Eile die Treppe herab, entschuldigte sein langes Ausbleiben und setzte hinzu: Ich bin fast ohnmächtig vom langen Arbeiten; erlauben Sie nur, daß ich mein kleines Mittagsmahl verzehre, dann werde ich sogleich zu Ihren Diensten sein. Dabei deckte er eilig die Schüssel auf und sagte, als er nur die Ueberreste des Huhnes darin fand, lächelnd zum Doktor: Was wir Gelehrte doch für wunderbare Leute sind, ich wußte nicht einmal, daß ich schon gegessen habe!"

— (Raubmord.) Die Ermordung eines liederlichen Frauenzimmers ist heute in Paris Tagesgespräch. Céline Renour war eine von ihrem Manne getrennt lebende Frau, die ihr unzweideutiges Handwerk im Hallen-Viertel trieb. Vor einigen Tagen kam sie mit einem jungen Manne, der nach Aussehen und Accent ein Engländer oder Flamänder geringer Herkunft sein dürfe, in ihre Miethwohnung, und bemerkte, als er sich entfernt hatte, daß der Hausschlüssel fehlte. Sie theilte dies ihrer Dienstmagd mit, empfing aber den Fremden am nächsten Abend wieder, ohne gegen ihn Verdacht zu schöpfen. Am dritten Abend brachte er fünf Flaschen Wein und nun begann ein fröhliches Gelage, an dem sich auch die Köchin der Renour betheiligte. Der Gast erzählte, daß er gegen Mitternacht nach Havre abfahren werde, um sich den nächsten Morgen auf einem englischen Steamer einzuschiffen, und um 11 Uhr, als die Herrin, eine außerordentlich korpulente Person, betrunken unter dem Tische schnarchte, ertheilte er dem Dienstmädchen den Auftrag, ihm beim Palais-Royal einen Fiaker zu holen. Fünfundzwanzig Minuten später fand diese ihre Gebieterin im Blute schwimmen und schon todt, einen Dolch, mit dem ihr an fünfzehn Wunden versetzt worden waren, neben ihr, den Schrank, in dem sie ihr Geld und ihre Werthpapiere aufzubewahren pflegte, erbrochen und geleert. Der Missethäter war spurlos verschwunden. Sein Diebstahl soll sich auf 100,000 Francs in französischen Renten belaufen.

— (Gegen Gartenschnecken.) Ein Abonnent schreibt uns: Jeder Gärtner weiß, wie schwer es ist, sich der Verwüstungen der nackten Schnecken zu erwehren, besonders der ganz kleinen, welche oft in ungeheurer Menge auftreten und sowohl im Freien, als in Mistbeeten und Glashäusern großen Schaden anrichten. Ein recht wirksames Mittel gegen dieselben ist folgendes: Man bestreicht Krautblätter auf der unteren Seite mit ranziger Butter und legt sie da herum, wo das Ungeziefer lästig wird. Man wird sie auf diese Weise, darunter auch die kleinsten, zu Tausenden fangen. (Fundgrube.)

Frankfurt a. M. Am 31. d. Mts. findet nun definitiv die Ziehung der 2. Serie der Ausstellungs-Lotterie statt, welche mit den herrlichsten Gewinnen so reich dotirt ist, wie keine andere Lotterie in Deutschland. Ein kurzer Besuch der Ausstellung im Saalbau wird Jedem diese Ueberzeugung aufdrängen. Als ein großer Vorzug der 2. Serie darf es betrachtet werden, daß die Gewinn-Ankaufs-Kommission, welche ihr schwieriges Amt, wie man anerkennen muß, mit großem Geschick geführt hat, diesmal nicht auf die Ausstellung ausschließlich angewiesen war, sondern die Ankäufe größtentheils durch Auswahl in den großen reichen Magazinen Frankfurts, theils durch Bestellung bei den renommirten Handwerkern und Fabrikanten der Kunstgewerbebranche vollzogen hat. Dadurch ist der Umstand, der zu vielen Klagen Anlaß gab, vermieden, daß entweder Gegenstände erworben wurden, die Monate lang ausgestellt waren und während dieser Zeit vom Staub und Licht sehr zu leiden hatten, oder Objekte ausgewählt wurden, die bei den Gewinnern Unzufriedenheit hervorriefen. Derartige Klagen müssen jetzt verstummen, denn in der That bietet die Ausstellung der Gewinne nur eine Auswahl gediegener und praktischer Gegenstände aus allen Zweigen des Gewerbes und der Kunst, die den glücklichen Gewinner unbedingt hoch erfreuen werden.

Telegraphische Depeschen.

Breslau, 8. März. Die Einnahmen der Oberschlesischen Eisenbahn betrugen nach provisorischer Feststellung im Monat Februar 1882 4,295,941 Mark, mithin gegen die provisorische Einnahme im Monat Februar 1881 von 4,237,851 Mark eine Mehreinnahme von 58,090 Mark, gegen die definitive Einnahme im Monat Februar 1881 im Betrage von 4,324,673 Mark eine Mindereinnahme von 28,732 Mark.

München, 8. März. Der zweite Vorstand des Gemeinde-Kollegiums, Ritter von Schulthes, hat den Antrag eingebracht, sämmtliche hiesige Simultanschulen in katholische Schulen umzuwandeln und den Rektor Rohmeder seiner Stellung als Schulrath zu entheben, weil bei dessen prinzipiellem Eintreten für die Simultanschulen ein ersprießliches Mitwirken zu der beantragten Umwandlung nicht zu erwarten sei.

Straßburg i. E., 8. März. Wie die „Elsaß-Lothringische Zeitung" mittheilt, berieth die Handelskammer in Kolmar in ihrer gestrigen Sitzung über den ihr von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurf betreffend das Reichs-Tabaksmonopol und faßte einstimmig den Beschluß, sich mit Entschiedenheit für möglichst baldige Einführung des Monopols auszusprechen.

Wien, 8. März. Die „Presse" meldet aus Belgrad:

Der österreichische Gesandte ist heute in feierlicher Audienz vom Könige empfangen worden und betonte in seiner Ansprache an den König die Sympathien und die besondere Befriedigung, wonach Oesterreich-Ungarn zuerst die Erhebung seines nächsten Nachbarstaates zu einem Königreiche anerkannt habe. Die Nachbarmonarchie hoffe, Serbien werde dieses Umstandes stets gedenken, dessen Erklärung nicht in der geographischen Nähe, sondern in jener Achtung zu suchen sei, welche Oesterreich-Ungarn jeder klugen und loyalen Politik aller selbstständigen Staaten entgegenbringe. Der König dankte für die dargebrachten Sympathien und sagte, Serbien werde auch künftighin eine kluge, loyale, den Interessen des Landes am besten entsprechende Politik beobachten, um zu beweisen, daß das neue Königreich stets ein Element der Ordnung, der Ruhe, der Stabilität, des Fortschritts und der Civilisation zu bleiben gedenke. Diese Gefühle seien auch diejenigen seines Volkes.

Wien, 8. März. Offiziell. Feldmarschall-Lieutenant Baron Jovanovic meldet vom 7. d. M., Nachts:

Bei Wudico fand gestern ein Gefecht gegen etwa 70 Insurgenten statt, welche über Poljice zurückgetrieben wurden, der genannte Ort wurde niedergebrannt gefunden.

Paris, 8. März. Am 10. d. Mts. wird, wie das „Pariser Börsenblatt" meldet, der Emissionsprospekt der neuen Aktien-Gesellschaft „Nouvelle Union" mit einem Kapital von 50 Mill. Francs publizirt werden.

Belgrad, 8. März. Der deutsche Gesandte, Graf Bray, brachte heute, nach feierlicher Auffahrt, dem Könige in Gegenwart mehrerer Minister die Glückwünsche des Kaisers und der deutschen Regierung dar. Der König dankte hoch erfreut. Nach der Zeremonie, während welcher ein Musikkorps die deutsche Hymne spielte, wurde der Gesandte auch von der Königin zur Gratulation empfangen.

Belgrad, 8. März. In Anwesenheit der Minister Garaschanin und Novakovic, des Adjutanten des Königs, Protic, des Präfekten, des Bürgermeisters, vieler Deputirten und eines zahlreichen Publikums fand heute in dem jüdischen Tempel Gottesdienst statt. Nach Absingung einer Hymne und nachdem die Festpredigt gehalten, sprach der Adjutant im Namen des Königs den Dank desselben für die Treue und Anhänglichkeit an die Dynastie aus. — Im Nationaltheater findet heute Festvorstellung statt.

Bukarest, 8. März. Der Minister des Auswärtigen hat der Deputirtenkammer einen Gesetzentwurf vorgelegt, nach welchem der internationalen Pruth-Kommission eine Anleihe von 100,000 Francs, welche in 14 Jahren zu amortisiren ist, aus der hiesigen Depositen-Kasse gemacht werden soll.

Konstantinopel, 8. März. Die außerordentliche preußische Gesandtschaft ist heute Morgen aus Brussa zurückgekehrt und wird sich morgen beim Sultan verabschieden.

Tunis, 8. März. Neun Europäer, welche von hier abgereist waren, um den französischen Truppen in Gafsa Waaren zu verkaufen, sind zwischen Tunis und Kairuan ermordet.

Im Banne der Schmach.

Roman aus dem Englischen, frei bearbeitet

von

Hermine Frankenstein.

---

(56)

„Aber ich hatte sie gefunden, seit ich zum ersten Male hier war," sagte Sir Basil. „Und ich werde sie wieder finden."

„Sie fanden sie?" rief der Farmer ungläubig aus.

„Ja. Ich sehe, Sie haben in der letzten Zeit nichts von ihr gesehen oder gehört. Ich hätte übrigens wissen können, daß sie hier keine Zuflucht suchen würde. Sie war noch vor wenigen Tagen in London."

„In London?"

„Sie wußten es nicht? Sie wußten nicht, daß Miß Kingstone, ihre alte Herrin, todt ist, und daß sie Dolores ein Vermögen von zehntausend Pfund hinterlassen hat."

Das Erstaunen der Familie Redburn war groß.

„Unmöglich!" rief der Farmer aus.

„Es ist wahr! Miß Kingstone bat einen ihrer alten Freunde, als Dolores' Vormund zu handeln und er hat die Vormundschaft angenommen. Er nahm sie in sein Haus, aber sie verließ dasselbe heimlich vor vier Tagen zur späten Abendstunde und ist seither nicht wieder gesehen worden. Sie hat ihr Vermögen, hat Alles aufgegeben und wandert als Flüchtling umher. Der Himmel allein weiß, warum! Ihrer Flucht liegt ein Geheimniß zu Grunde, irgend ein seltsamer Einfluß, der ihre Handlungen leitet. Ich sah sie an demselben Tage, an dem sie entfloh, und ich erinnere mich jetzt, daß ihr Benehmen etwas sonderbar war. Es war, als ob sie einen letzten Abschied von mir nehmen wollte. Ich glaube jetzt, daß sie damals die Absicht hatte, mich nie wieder zu sehen. Ein neues Element scheint in ihr Leben eingetreten zu sein und dessen Lauf verändert zu haben. Was kann es sein?"

„Ich will es Ihnen sagen, Sir Basil Nugent," sagte die alte Mrs. Redburn mit ihrer kalten, harten Stimme, während die Augen ihn erbarmungslos anschauten. „Das Mädchen hat schlechtes Blut in den Adern. Ihre Mutter war ein Auswurf unter den Weibern; ihr Vater ein Dämon unter den Männern. Es ist dieses schlechte Blut, das sich in ihrem Abkömmling zeigt. Sie hat ein neues Heim und ein Vermögen verlassen, nur weil ihre angeborene Schlechtigkeit und ihr Trieb nach Veränderung sie dazu verleiteten. Es ist gut, daß Sie sie los sind. Befolgen Sie den Rath einer alten Frau und lassen Sie Dolores den abschüssigen Pfad in's Verderben allein weiter wandern. Es ist schlechtes Blut in ihr, Sie ist verflucht."

„Die Mutter hat Recht," sagte John Redburn seufzend.

„Dolores weiß sehr wohl, daß sie nicht herkommen kann. Wir würden ihr kein Obdach geben. Lassen Sie sie lieber fahren, Sir Basil Nugent. Sie ist gefährlich in ihrer Schlechtigkeit und würde Sie einer Sirene gleich in den Abgrund locken. Wenn Sie sie zu Ihrer Gattin machen, werden Sie dies bis zu Ihrem Todestage bereuen."

„Sie ist keine Redburn," versetzte die alte Frau wieder in ihrem kalten, harten Tone. „Sie geht uns nichts an, und wenn sie zu unserer Thüre käme, würde ich sie hinausjagen wie einen Hund. Sie brauchen nie wieder herzukommen, um sie hier bei uns zu suchen, Sir Basil."

Sir Basil stand rasch auf.

„Es ist gut," rief er aus. „Möge Ihnen der Himmel Ihre Unmenschlichkeit gegen eines der reinsten und edelsten Geschöpfe, das je gelebt hat, verzeihen. Sie haben Unrecht auf ein schuldloses Haupt gehäuft; mögen die Flüche, mit denen Sie sie belasteten, nicht auf Sie zurückfallen."

Er eilte in den Hof hinaus, bestieg den Wagen, in dem er gekommen war, und fuhr nach Maidstone zurück. Seine letzten Worte jedoch waren wie ein scharfer Pfeil in Mrs. Redburn's und ihres Sohnes Herzen stecken geblieben.

Sir Basil kehrte nach der Stadt zurück und setzte daselbst seine Forschungen fort. Er sah Lord St. Maur nur selten, und dieser, welcher sich erinnerte, daß Melcombe um Dolores werben wollte, hatte sich in seinen fruchtlosen Forschungen seine Hülfe erbeten.

Man kann sich denken, mit welch' heimlichem Entzücken dieser seinen vornehmen Freund auf falsche Spuren brachte, wie er ihn narrte und täuschte und sich heimlich über den köstlichen Spaß, den ihm die Sache machte, freute. Von Sir Basil's Besuch in Redburn Farm wußte Melcombe nichts, doch ahnte er denselben; auch verrieth er in seinen Besuchen bei Dolores keineswegs die Rolle, die er spielte. Er ließ Dolores denken, daß Lord St. Maur und Sir Basil sie aufgegeben hätten; schärfte ihr aber noch immer die größte Vorsicht gegen eine mögliche Entdeckung ein.

Dolores beantwortete den Brief ihrer Mutter mit mädchenhaftem Enthusiasmus, sagte kein Wort von ihren eigenen Prüfungen und bat sie nur, sich baldigst für einen Tag frei zu machen, um sie besuchen zu können.

Sie schrieb ihr, daß sie bereits sechs Schüler habe, und bald im Stande sein werde, ihre Mutter reichlich zu erhalten. Diesen Brief adressirte sie an „Miß Margareth Earle," und übergab ihn Melcombe bei seinem nächsten Besuche zur Weiterbeförderung.

„Ich will ihn ihr noch heute in einem zweiten Kouvert schicken," sagte der Ränkeschmied, den Brief einsteckend.

„Es ist merkwürdig, daß sie Ihnen ihre Adresse gegeben hat, welche sie mir vorenthielt," sagte Dolores eifersüchtig.

Melcombe lachte leise.

„Sie vergessen, daß sie mir ihre Adresse auch nicht gab, Dolly," sagte er. „Ich habe sie ausfindig gemacht. Sie hätte sich auch vor mir verborgen, wenn sie es gekonnt hätte. Sie wird Ihnen ohne Zweifel ihre Adresse geben, wenn Sie sie wieder sehen, aber für den Augenblick ist es besser, daß ich als gemeinsamer Freund handle. Sie dürfen die sonderbaren Umstände ihres Geschickes nicht vergessen. Sie wissen, daß sie als Miß Earle bekannt ist. Sie wäre gänzlich zu Grunde gerichtet, wenn irgend Jemand Ihre Existenz ahnte."

Dolores erröthete glühend.

Melcombe gab den ihm übergebenen Brief an die Marquise von Glenmorris noch am selben Abend auf. Er kam rechtzeitig an seinem Bestimmungsorte an und wurde der Marquise von ihrem Gatten am nächsten Morgen beim Frühstückstische übergeben.

Die Handschrift war verstellt, aber der Marquis erkannte sie trotzdem ganz leicht als die Gifford Melcombe's. Er überreichte ihn seiner Frau, welche ihn uneröffnet in die Tasche steckte.

Es war jetzt keine Gefahr vorhanden, daß ihr Gatte zu ihr ungelegener Zeit in ihr Boudoir käme. Er betrat jetzt ihre Privatgemächer niemals. Er traf nie mehr wie früher mit ihr in der Kinderstube zusammen. Er war immer sehr höflich mit ihr; die Dienstleute sahen keine Veränderung in seinem Benehmen, und die Gäste, welche kamen und gingen, sprachen voll Bewunderung von der Liebe und Eintracht, die zwischen dem Marquis und der Marquise herrschte.

Niemand ahnte, daß sie nie mit einander sprachen, wenn sie sich zufällig allein irgendwo trafen. Niemand ahnte etwas von der glühenden Eifersucht, die den Gatten heimlich verzehrte, noch von der tiefen, grenzenlosen Verzweiflung, welche das Herz der Gattin erfüllte. Ein eisiger Wall hatte sich zwischen ihnen erhoben — ein Wall, furchtbarer als der, welcher zwischen Tod und Leben tritt.

Einige Tage lang bewachte der Marquis seine schöne Gattin mit großer Beharrlichkeit. Er begleitete sie auf allen ihren Ausfahrten und Besuchen und schien ein Muster von Aufmerksamkeit und Hingebung. Es war in der dritten Woche dieser schrecklichen Existenz, als der Marquis wegen Uebernahme eines neugekauften Grundstückes genöthigt war, sich für einen ganzen Tag von Kingsholm zu entfernen.

Nun war die beste Gelegenheit für die Mutter gekommen. Ihr Verlangen, Dolores zu sehen, war bereits unwiderstehlich geworden. Sie ließ rasch anspannen und fuhr zur Bahnstation, wo sie rechtzeitig eintraf, um einen nach London fahrenden Zug zu benützen. Daselbst angelangt, machte sie erst einige Einkäufe, dann nahm sie einen Wagen und fuhr nach der Primrose-Villa.

Auf ihr Klingeln wurde ihr von dem Hausmädchen geöffnet und auch mitgetheilt, daß Miß

Börsen-Berichte.

Stettin, 8. März. Wetter regnig. Temp. + 8° R. Barom. 28" 5'". Wind W.

Weizen niedriger, per 1000 Klgr. loko gelb. inl. 210—220 bez., geringer 184—198 bez., weißer 212—220 bez., per April-Mai 221—220,5 bez., per Mai-Juni 220 bez., per Juni-Juli do., per September-Oktober 211 bez.

Roggen matter, per 1000 Klgr. loko inl. 159—161 bez., per April-Mai 161,5—161 bez., per Mai-Juni 160,5 bez., per Juni-Juli 160—159 bez., per Juli-August 158 bez., per September-Oktober 157—156,5 bez

Gerste flau, per 1000 Klgr. loko Brau- 150—160 bez, Futter- 120—135 bez

Hafer ruhig, per 1000 Klgr. loko inl. 136—145 bez., feinster 150 bez.

Winterrübsen unverändert, per 1000 Klgr. loko per April-Mai 262 bez., per September-Oktober do.

Rüböl matt, per 100 Klgr. loko ohne Faß b. Kl. Rüss. 56,5 Bf., per März 55,5 bez., per April-Mai do., per September-Oktober 56 bez., 56,25 Bf.

Spiritus niedriger, per 10,000 Liter % loko ohne Faß 44 bez., per März 45 nom., per April-Mai 46,2—46—46,3 bez., 46,2 Bf. u. Gd., per Mai-Juni 46,7 Bf. u. Gd., per Juni-Juli 47,4 Bf. u. Gd., per Juli-August 48 bez., per August-September 49 bez., 48,8 Bf. u. Gd., per September 49,5 bez.

Petroleum per 50 Klgr. loko 7,55 tr. bez., alte Ust. 7,90 tr. bez., in einem Falle 7,83 tr. bez

Landmarkt.

Weizen 200—218, Roggen 160—165, Gerste 150—162, Hafer 150—160, Erbsen 170—190, Kartoffeln 30—42, Stroh 42—45 Heu 3—3,5.

Wynn zu Hause sei. Die Dienerin führte die Marquise bis zur Thüre von Dolores' Zimmer.

Dort wurde sie von Lady Glenmorris entlassen, welche zitternd anklopfte.

Elsbeth war in der Küche, um eine Mahlzeit für ihre junge Herrin zu bereiten, und Dolores öffnete daher selbst die Thüre.

Die Marquise schlug den Schleier zurück und Mutter und Tochter lagen sich in den Armen.

Die folgenden Stunden waren für Beide voll glücklicher Freude.

Lady Glenmorris legte Hut und Mantel ab und nahm an Dolores' einfacher Mahlzeit Theil, als ob sie wirklich eine arme Gouvernante wäre, die sich für einen Tag frei gemacht hatte. Elsbeth bediente die Beiden, ohne zu ahnen, was sie einander waren. Es wurde ihr nur gesagt, daß Miß Earle eine Verwandte von Dolores sei; diese vermied es, die Marquise Mutter zu nennen, und gleich nach dem Essen wurde Elsbeth für den Nachmittag freigegeben.

Sie fühlte, daß Dolores nicht für ihren Unterhalt arbeiten sollte, während sie, Dolores' Mutter, eine der reichsten Frauen Englands war. Die Verlassenheit und Einsamkeit des Mädchens waren ein stummer Vorwurf für sie. Aber was konnte sie thun? Ihre Hände waren gebunden.

„Wenn Dir Gifford Melcombe nur gefallen könnte," sagte sie endlich. „Wenn Du ihn nur heirathen könntest, Dolores, dann würde sich die ganze Verwirrung lösen. Als seine Frau könntest Du mir nahe sein. Wir würden viel mit einander verkehren."

„Ich kann nicht begreifen, wie diese Heirath Dir nützen könnte, Mama. Wenn es möglich wäre —"

Lady Glenmorris ließ Dolores nicht ausreden, sondern gab dem Gespräche eine andere Wendung.

Der Tag verging nur zu schnell. Um fünf Uhr verabschiedete sich die Marquise und fuhr nach dem Bahnhofe, um nach Kings Holm zurückzukehren.

Als sie das Schloß betrat, begegnete ihr ihr Gatte in der Halle.

Seine Augen richteten sich finster und schrecklich mit anklagendem Blick zu ihr. Er begleitete sie in die obere, hell erleuchtete Halle, wo sie ganz allein waren.

„Du bist in der Stadt gewesen?" fragte er sie mit heiserer Stimme, die sie kaum erkannte.

„Ja," sagte Lady Glenmorris, auf ihre Päckchen schauend.

„Du warst wahrscheinlich bei Deiner Modistin?" sagte der Gatte mit schneidendem Hohne, der schlecht zu seinem edlen Gesichte paßte. „Von nun an, Valerie, will ich Dich bei solchen Besuchen begleiten. Und noch eins," fügte er hinzu; „ich würde Dir rathen, die Wiege unseres Knaben heute Abend nicht zu besuchen. Deine Gebete können seinem unschuldigen Haupte keinen Segen bringen."

Er ging fort mit unerbittlich strenger, harter Miene. Lady Glenmorris trat in ihr Boudoir und schloß die Thür. Er blieb bei der Stiege stehen, schaute nach der geschlossenen Thür und murmelte:

„Verloren! verloren! Sie ist mir für immer verloren!"

Vierzigstes Kapitel.

Melcombe zeigt die Zähne.

Die Saison in London war auf ihrem Höhepunkte angelangt. Das Parlamentshaus war der Schauplatz lebhafter Debatten, und die Salons der vornehmen Gesellschaft waren für Bälle und sonstige dem Vergnügen gewidmete Zusammenkünfte geöffnet. Die Weihnachtsfeiertage waren längst vorbei und der März war bereits da. Lord St. Maur war in seinem Stadthause anwesend. Der Marquis von Glenmorris bewohnte gleichfalls Palais in Grosvenor Square und die Ma[…] war bereits in der ganzen großen Gesellschaft geführt.

Sie war bei Hofe vorgestellt und von der [Kö]nigin mit besonderer Gunst ausgezeichnet wo[…] Ihre Schönheit und Anmuth, ihr Geist und seine Bildung hatten ihr die ganze elegante [Welt] im Sturm erobert und sie war allgemein als erste Stern der Saison anerkannt. Sie [gab] mehrere Gesellschaften und einen großen Ball geben. Ihre Salons waren stets überfüllt. [Sie] schien sich bei diesem Leben vollständig glücklich fühlen und ihr Gatte fing an, zu glauben, sie eigentlich herzlos sei. Er hatte sich in die [Po]litik versenkt, um Ableitung bei seinem Kummer finden, und da er derselben Partei angehörte, Lord St. Maur, hatte sich ihr Freundschaftsverhältniß dadurch nur noch inniger gestaltet. Marquis von Glenmorris hatte einige glän[zende] Reden im Oberhause gehalten und sich mit selben allgemein die öffentliche Anerkennung worben.

(Fortsetzung folgt.)